

dtv

Reihe Hanser

Als die zwölfjährige Clara auf dem Weg zur Schule von einem schwarzen Kater angefallen wird, passiert etwas Unerwartetes: Clara versteht plötzlich die Sprache der Tiere und kann mit ihnen sprechen. Sie ist eine Wildhexe. Ihre Tante Isa lehrt sie, ihren Instinkten zu vertrauen und ihre Verbindung zur Natur zu nutzen. Doch je stärker Claras Fähigkeiten werden, desto bedrohter fühlt sich eine der alten Hexen, Chimära. Sie verlangt, dass sich Clara der Feuerprobe stellt, die schon lange keine junge Wildhexe mehr bestanden hat.

Lene Kaaberbøl, in Kopenhagen geboren, ist eine der bekanntesten dänischen Kinderbuchautorinnen. Ihr erstes Buch veröffentlichte sie mit nur 15 Jahren, seitdem hat sie über 30 Bücher für Kinder und Jugendliche geschrieben. Ihre Fantasy-Serien werden in 25 Sprachen übersetzt. Mit vielen Preisen ausgezeichnet, war sie zuletzt für den Hans-Christian-Andersen-Preis 2012 nominiert. Für ihre Wildhexe-Serie wurde sie mit dem wichtigsten und größten Kinderbuchpreis Dänemarks geehrt, dem Orla Preis.

Lene Kaaberbøl

WILDHEXE

Die Feuerprobe

Aus dem Dänischen
von Friederike Buchinger

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Lene Kaaberbøl in der *Reihe Hanser*

- Wildhexe – Die Feuerprobe ([dtv 62623](#))
Wildhexe – Die Botschaft des Falken ([dtv 62624](#))
Wildhexe – Chimäras Rache ([dtv 62634](#))
Wildhexe – Blutschwester ([dtv 62635](#))
Wildhexe – Das Labyrinth der Vergangenheit ([dtv 62647](#))
Wildhexe – Das Versprechen ([dtv 62648](#))



5. Auflage 2018

2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© Lene Kaaberbøl, Kopenhagen 2010

Titel der Originalausgabe: ›Vildheks – Ildprøven‹

(Alvilda Verlag 2010, Kopenhagen)

Published by agreement with Lars Ringhof Agency ApS, Copenhagen.

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© Carl Hanser Verlag München 2014

Umschlagmotiv: Bente Schlick

Gesetzt aus der Meridien Roman

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-62623-1

1 MEERKATZE

Der Kater stand mitten auf der Treppe und sah nicht so aus, als hätte er vor, mir aus dem Weg zu gehen.

Es war der größte Kater, den ich je in meinem Leben gesehen hatte. Genauso groß wie der Labrador meines Freundes Oscar und genauso schwarz. Seine Augen leuchteten neongelb im Halbdunkel des Kellerschachts.

»Ähm ... Kater? Dürfte ich mal vorbei?«

Nein.

Also, es war nicht so, dass der Kater das gesagt hätte, aber man konnte es ihm ansehen. Er saß nicht zum Spaß hier und es war auch kein Zufall. Er saß hier, weil er hier sitzen *wollte*. Weil er etwas von *mir* wollte.

Ich musste in die Schule. Ich war schon ein bisschen spät dran, und windig und regnerisch wie es war, würde die Fahrradfahrt weder besonders schnell gehen noch besonders lustig werden. Und ich hatte keine Lust, meiner Mathelehrerin zu erklären, dass ich zum zweiten Mal innerhalb von vierzehn Tagen

zu spät in ihren Unterricht gekommen war, weil ich mich nicht an einer schwarzen Katze vorbeigetraut hatte.

»Ksch«, fauchte ich den Kater an. »Weg da! Verschwinde! Tschüss!«

Er machte nur das Maul auf und zeigte mir seine rosa Zunge und eine Reihe weißer Zähne, die nicht nur länger, sondern auch schärfer als gewöhnliche Katzenzähne waren. Außerdem konnte er ganz eindeutig besser fauchen als ich.

Ich schob mein Fahrrad ein Stück die Rampe hoch und trat auf die nächste Treppenstufe. Der Kater und ich waren jetzt noch ungefähr zwei Meter voneinander entfernt. Ich wedelte mit der Hand.

»Jetzt hau schon ab!«

Er bewegte sich kein bisschen.

Ich bin bestimmt nicht das mutigste Mädchen der Welt, aber in dem Moment hatte ich bedeutend mehr Angst vor meiner Mathelehrerin als vor diesem Kater. Ich holte tief Luft und stürmte, so schnell ich konnte, die Treppe hoch. Jetzt musste er ja abhauen – oder?

Der Kater sprang. Nicht etwa zur Seite oder nach hinten, sondern direkt auf mich zu. Er traf meine Brust und mein Gesicht und für einen kurzen Moment sah ich nur noch schwarzes Fell. Ich stolperte, fiel rückwärts die Treppe hinunter und landete rücklings auf dem Boden des Schachts – über mir mein Fahrrad und der Kater. Mein Hinterkopf knallte auf

den Zement und mein Ellenbogen schrammte über die raue Mauer. Aber es war der Kater, der dafür sorgte, dass ich stocksteif liegen blieb, während mir das Herz bis zum Hals schlug. Seine gelben Augen funkelten mich an, seine Krallen bohrten sich durch meine Regenjacke, durch den Pullover, bis auf die nackte Haut. Er war wie ein schwarzer, pelziger Schatten, der beinahe den ganzen Raum auszufüllen schien. Ich sah nur noch ihn, ein Stück blaugrauen Himmel und den Regen, der in großen, kalten Tropfen auf uns beide herunterfiel.

Er hob eine Vorderpfote und zeigte mir seine gespreizten, ausgefahrenen Krallen. Sie waren blaugrau und an der Spitze milchweiß.

»Nein, lass das ...«, flüsterte ich, ohne wirklich zu wissen, wovor ich Angst hatte.

Ich lag auf meinem linken Arm, aber ich versuchte, ihn mit dem rechten wegzuschieben. Sein Fell war nass und schwer und das nicht nur vom Regen. Er roch nach Meer, nach Tang und Salzwasser. Und ich konnte ihn keinen Millimeter bewegen.

Wusch.

In einer blitzschnellen, fegenden Bewegung schoss seine Pfote auf mein Gesicht zu, und seine Krallen zerkratzten mir direkt über der Nase die Haut, genau zwischen den Augenbrauen. Ich spürte sofort, wie das Blut an meiner Nasenwurzel herunterrann und musste blinzeln, um es nicht in die Augen zu bekommen. Und während ich noch immer wie gelähmt

war, spürte ich seine warme, raue Zunge wie ein Reibeisen über meine Stirn streichen.

Er leckte das Blut aus der Wunde, die er selbst mir zugefügt hatte.

»Clara! Was ist denn los? Du kommst zu spät!«

Die Stimme meiner Mutter kam aus dem Arbeitszimmer. Ich stand an der Wohnungstür und war unfähig, etwas zu sagen. Einen Augenblick später stand sie vor mir.

»Aber Mäuschen«, sagte sie erschrocken, »was ist passiert?«

Ich schüttelte den Kopf. Eigentlich sogar den ganzen Körper, so sehr zitterte ich. Die Wunde auf der Stirn brannte und schmerzte, und ich hatte das Gefühl, noch immer das Gewicht des nassen Katzenkörpers über mir zu spüren und Tang, Salz und Blut zu riechen.

»Ein Kater«, flüsterte ich. »Das war ... ein Kater.«

Ich hatte nicht damit gerechnet, dass Mama mir glauben würde. Ich hatte erwartet, dass sie mir erst eine Menge Fragen stellen würde, um mir dann zu sagen, dass ich übertrieb. Ich meine, wie oft wird man noch gleich von einer schwarzen Kampfkatze angefallen?

Aber so war es nicht. Sie starrte mich nur an.

»Oh nein«, sagte sie. Sonst nichts. Und dann fing sie an zu weinen.

Vielleicht sollte ich erst mal ein paar Sachen erklären. Meine Mutter ist keine Heulsuse. Im Großen und Ganzen ist sie sogar ziemlich zäh. Sie ist freiberufliche Journalistin, das heißt, sie ist ihre eigene Firma und lebt davon, Artikel für alle möglichen Zeitungen zu schreiben, die bereit sind, sie dafür zu bezahlen. Und das sind eine ganze Menge, denn sie ist gut und sie hat das Talent, spannende Geschichten aufzuspüren. Mein Vater lebt schon seit ich fünf bin nicht mehr bei uns, meine Mutter ist es also gewohnt, das meiste selbst zu regeln.

Sie hörte auch schnell wieder auf zu weinen, holte den Verbandskasten und machte sich daran, die Schrammen auf meiner Stirn und am Ellenbogen zu reinigen, während sie sich gleichzeitig das Handy zwischen Ohr und Schulter klemmte und versuchte, einen Arzt zu erreichen.

»Sie sind jetzt Nummer ... sieben ... in der Warteschleife«, sagte eine winzige, weit entfernte Automatenstimme. Mit einer wütenden Bewegung klappte Mama ihr Handy zu und holte eine Tüte tiefgefrorenen Mais und ein Geschirrtuch aus der Küche.

»Hier«, sagte sie. »Leg dir das auf die Stirn. Wir fahren hin.«

»Mein Fahrrad«, sagte ich. »Ich habe mein Fahrrad nicht abgeschlossen.«

»Vergiss es«, sagte sie. »Das ist jetzt egal. Zieh dir einen trockenen Pulli an, ich weiß nicht, wie lange wir warten müssen.«

Sie war wieder ganz sie selbst. Die Mutter, die alles im Griff hat, die Mutter, die immer auf mich aufpasst. Aber ich konnte dieses hilflose, kleine »Oh nein« nicht vergessen. Und auch nicht ihren Gesichtsausdruck, bevor sie ihre Mama-Maske wieder aufgesetzt hatte.

Ihren offenen Mund. Ganz weiß um die Lippen. Und die Tränen, die ihr einfach in die Augen geschossen waren.

Als wäre gerade die Welt untergegangen.

2 KATZENFIEBER

Das Penicillin reicht für fünf Tage«, sagte die Ärztin und gab meiner Mutter ein Rezept. »Und Clara ... keine Katzen mehr ärgern, ja?«

»Ich hab sie nicht geärgert«, sagte ich. Mein Kopf tat weh und fühlte sich irgendwie größer und wärmer an als sonst. Nach der Tetanus-Spritze tat jetzt auch meine Schulter weh und die Katzenkratzer zwischen meinen Augen brannten. Es war total ungerecht, dass unsere sonst so nette Ärztin so tat, als wäre alles meine Schuld.

»Natürlich nicht«, sagte sie. »Aber halt dich vorläufig lieber von Katzen fern.« Sie schaute wieder zu meiner Mutter hoch. »Rufen Sie mich an, falls Rötungen oder Schwellungen auftreten oder sich rund um die Verletzung Blasen bilden. Wir wollen ja nicht, dass sie die Katzenkratzkrankheit bekommt.«

»Katzenkratzkrankheit?«, sagte Mama. »Was ist das denn?«

»Viele Katzen sind Träger eines hässlichen Krankheitserregers namens Bartonella, der auch auf Menschen übertragen werden kann, aber das Penicillin

sollte diese Bakterien gleich im Keim ersticken. Sie müssen sich keine Sorgen machen.«

Ich machte mir keine Sorgen, jedenfalls keine großen. Ich hatte weit mehr Angst davor, dass das Katzenmonster auf die Idee kommen könnte, mir noch einmal aufzulauern.

Auf dem Heimweg hielten wir erst an der Apotheke in der Jernbanegade an und danach bei *La Luna*, unserer Lieblingspizzeria.

»Hawaii mit Extra-Käse?«, fragte Mama.

»Ja«, sagte ich, obwohl es mir komisch vorkam, am helllichten Tag Pizza zu bestellen. Aber es regnete noch immer Bindfäden, und ich hatte ein schweres, grippeartiges Gefühl im ganzen Körper. Ich wusste nicht, ob übertriebene Mengen geschmolzenen Käses dagegen helfen konnten, aber einen Versuch war es wert.

Es war keine Rede davon, dass ich zur Schule gehen sollte. Mama benahm sich vielmehr so, als wäre es nur eine Frage der Zeit, bis diese Bartonella-Bakterien mich trotz Jod, Alkohol und Borsäure oder zumindest trotz Penicillin und einer gründlichen Wundreinigung niederstrecken würden. Als wir die Pizza gegessen und den Tisch abgeräumt hatten, wollte ich ein bisschen in meinem Zimmer Computer spielen, aber stattdessen überredete sie mich, mir ein Buch zu nehmen und mich auf dem Gästebett im Arbeitszimmer unter die Wolldecke zu kuscheln, solange sie

dort arbeitete. Das war gemütlich, keine Frage, aber ich wurde das Gefühl nicht los, dass es ihr vor allem darum ging, mich nicht aus den Augen zu lassen.

Kurz nach drei bekam ich eine SMS. Sie war von Oscar. »Warum warst du nicht in der Schule?«, stand da. Ich war mir nicht sicher, was ich darauf antworten sollte, es schien mir ein bisschen zu kompliziert, ihm zu erklären, dass mich eine Katze gekratzt hatte und ich deshalb vielleicht krank werden würde. Schließlich schrieb ich einfach »Krank :-(«, auch wenn es nicht stimmte – noch nicht jedenfalls.

In dieser Nacht träumte ich von dem Kater. Er wartete am Fahrradkeller auf mich, genau wie er es in Wirklichkeit getan hatte. Aber statt mich anzugreifen, dehnte er seinen Körper zu einem langen, hochzufriedenen, geschmeidigen Katzenstrecken und gähnte, sodass ich alle seine Zähne sehen konnte. »Jetzt gehörst du mir«, sagte er und leckte sich mit seiner rosa Zunge das Maul. »Mir, mir, mir ...«

»Mama?«

»Ja, mein Schatz?« Mit einem Ruck setzte sie sich in ihrem Bett auf, so wach, dass ich nicht sicher war, ob sie überhaupt geschlafen hatte.

»Mama, ich glaube, ich habe Fieber ...«

Meine Stirn pochte, und meine Arme und Beine fühlten sich lang und unbeweglich an, als wären sie nicht ordentlich am Körper befestigt. Das Licht von

Mamas Nachttischlampe bohrte sich durch meine Augen ins Hirn. Ich machte die Augen für einen Moment zu, aber das war auch nicht besser, denn mir wurde sofort schwindlig und ich verlor fast das Gleichgewicht.

Mama zog mich auf die Bettkante und legte mir eine Hand auf die Stirn.

»Du glühst ja«, sagte sie. »Hast du Schmerzen?«

»Ja.«

»Leg dich hierher. Ich rufe den Notdienst an.«

Aber der Notdienst machte sich offenbar nicht auf den Weg, nur weil eine Zwölfjährige ein bisschen Fieber hatte. Ich lag in Mamas Bett und hörte, wie sie ins Telefon schimpfte. Ihre Stimme klang weit entfernt und seltsam wattig, obwohl sie fast direkt neben mir saß.

»Aber das Penicillin wirkt ja nicht«, sagte sie. »Sie hat über 40 Fieber!«

Ich döste ein wenig. Es roch so schön sauber und vertraut nach frisch gewaschenen Laken und Mama und Mama-Shampoo, aber ich wagte es trotzdem nicht, richtig einzuschlafen. Der Kater war die ganze Zeit da, das konnte ich spüren. Er lauerte in meinen Träumen.

»Möchtest du einen Schluck Wasser?«

»Nein, danke ...« Mein Hals war heiß und tat weh, und ich hatte überhaupt keine Lust, etwas Kaltes zu schlucken, obwohl ich eigentlich ziemlich durstig war.

»Aber es wäre gut, wenn du etwas trinken würdest. Cola? Saft?«

»Dann ein bisschen Saft.«

Sie brachte mir welchen und ging zurück in die Küche. Ich hörte, wie sie Wasser für Kaffee aufsetzte. Sie hatte ihr Handy mitgenommen und rief irgendwo an.

»Hier ist Milla Ask. Entschuldigen Sie die späte Störung, aber ich muss unbedingt mit meiner Schwester sprechen ...«

Dann machte sie die Tür zu, und ich konnte den Rest nicht mehr verstehen. Aber selbst im Fiebernebel wunderte ich mich. Ich wusste natürlich, dass Mama eine große Schwester hatte, aber ich war ihr noch nie begegnet. Es war mir absolut schleierhaft, warum Mama nachts um zwei versuchte, ausgerechnet sie zu erreichen. War sie etwa Ärztin? Nein, fiel mir ein, Tante Isa lebte von ihren Zeichnungen. Wir hatten einmal in einem Schaufenster Karten gesehen, auf denen ein paar sehr lebenschte Enten abgebildet waren. »Isa Ask Design«, hatte auf einem großen Schild gestanden, und die Karten waren schweineteuer gewesen. »Schau mal, die heißt auch Ask«, hatte ich gesagt und auf das Schild gezeigt. Damals war ich noch jünger gewesen, vielleicht acht oder neun. »Das liegt daran, dass sie deine Tante ist«, sagte Mama. Aber sie wollte die Karten nicht kaufen, und als ich fragte, ob wir Tante Isa nicht mal besuchen könnten, murmelte sie nur, dass Isa

»sehr, sehr abgelegen« wohnte – als ginge es um die Äußere Mongolei und als wäre sie ausschließlich mit dem Hundeschlitten oder einem Helikopter zu erreichen.

Das war alles, was ich von meiner Tante Isa wusste. Weshalb also war es jetzt plötzlich »unbedingt« nötig, mit ihr zu sprechen?

Müde schloss ich die Augen. Es war mir eigentlich auch viel zu anstrengend, darüber zu spekulieren. Aber in der Dunkelheit hinter meinen Augenlidern konnte ich die Katze singen hören: *Mir, mir, mir ...* Ich machte die Augen wieder auf. Ich glaube, ich weinte sogar ein bisschen, vor allem weil ich so müde war, mich aber nicht traute zu schlafen.

Auf der anderen Seite der geschlossenen Küchentür war Mamas Stimme laut und zornig geworden. Ich konnte noch immer nicht jedes Wort verstehen, nur irgendetwas mit *notwendig* und *das Leben meiner Tochter*.

Das Leben meiner Tochter? Mein Herz stand für eine Sekunde still. Dachte sie, dass ich sterben würde? Schließlich kann man an gefährlichen Bakterien sterben, auch wenn man noch nicht steinalt ist und im Pflegeheim lebt.

»Mama?«, rief ich, aber durch die geschlossene Tür hörte sie mich nicht, und sie war wohl auch zu sehr mit der Streiterei am Telefon beschäftigt.

Ich setzte mich auf. Bong. Es fühlte sich an wie ein Hammerschlag zwischen die Augen, genau in

die Kratzwunde. Ich wimmerte. Es tat so weh und es wollte einfach nicht aufhören.

»Mama?!«

Ich stand auf. Die Küchentür war Kilometer entfernt, aber schließlich erreichte ich sie doch.

»... gut möglich, dass mir nichts anderes übrig bleiben wird«, sagte Mama gerade. »Aber ich verstehe einfach nicht, wie man so gleichgültig sein kann, wenn –«

Dann sah sie mich.

»Mäuschen! Setz dich hin, bevor du noch umkippst.« Sie drehte sich eilig weg, aber ich hatte es trotzdem gesehen. Sie weinte. Wieder.

Mütter sollen nicht weinen. Sie sollen erwachsen und stark sein und auf ihre Kinder aufpassen. Wie gesagt: Ganz anders als Oscar bin ich nicht gerade mutig, aber ich glaube, an meiner Stelle hätte jetzt sogar *er* Angst bekommen.

»Geben Sie mir die Adresse«, sagte Mama kurz angebunden. »Den Rest schaffe ich dann auch alleine.« Sie kitzelte ein paar zornige Buchstaben auf den Notizblock, der an der Kühlschrantür hing, und verabschiedete sich sehr abrupt von ihrem Gesprächspartner. Als sie sich wieder zu mir umdrehte, hatte sie ihre Tränen weggewischt und lächelte sehr mama-mäßig.

»Mein Mäuschen, wir werden wohl eine Autofahrt machen müssen. Denkst du, du schaffst das?«

3 KRÖTENGIFT UND NATTERNSPUCKE

Wir fuhren lange. Mama hatte den Rücksitz unseres kleinen blauen Kias mit Kissen und Decken ausgestattet, und abgesehen davon, dass mir immer schwindliger wurde, lag ich eigentlich ganz bequem. Ich hatte bloß ein seltsames Surren im Ohr, es klang wie eine lästige Fliege, nur lauter und näher, so als säße sie genau in meinem Gehörgang. *Mir, mir, mir.*

Ich muss trotzdem eingeschlafen sein, denn plötzlich hatten wir die Stadt hinter uns gelassen, es gab keine Straßenlaternen mehr und keinen Verkehrslärm, nur Dunkelheit und ab und zu das Licht eines einzelnen Autos. Die Scheibenwischer quietschten über die Windschutzscheibe, iiiiu-iiu, iiiiu-iiu, und der Regen trommelte auf das Autodach.

»Können wir nicht das Radio anmachen?«, fragte ich, weil ich hoffte, dass ich das Fliegengeräusch dann vielleicht nicht mehr hören musste.

»Na klar. Liegst du bequem?«

»Alles gut«, sagte ich.

Die Autolautsprecher knackten, während meine

Mutter versuchte, einen Sender zu finden, der sich einigermaßen empfangen ließ. Stimmen und Musikfetzen wurden laut und gingen sofort wieder im Rauschen des Radios unter.

»Scheint hier draußen nicht so einfach zu sein«, sagte sie. »Was hältst du davon, wenn wir stattdessen eine CD hören?«

»Okay.«

Sie legte eine *Electra*-CD ein, von der sie wusste, dass sie mir gefiel. Electras klare Stimme übertönte das Dröhnen der Bässe und der Schlagzeugrhythmen. »Go where you gotta go, no matter how far«, sang sie. »Mama always told me, gotta be who you are, can't be nobody else, gotta seek your own star, gotta be ... gotta be ... gotta be who you are.«

Ich lag da und hörte zu. Das Pochen in meinem Kopf schien ein bisschen nachzulassen, wenn ich versuchte, mich nicht auf den Summton, sondern auf Electra zu konzentrieren. Dann nahm ich all meinen Mut zusammen.

»Mama?«

»Ja, Mäuschen?« Sie schaltete und beschleunigte ein wenig. Wir fahren jetzt bergauf.

»An dieser ... dieser Krankheit. Kann man daran sterben?«

Sie nahm den Fuß vom Gaspedal, und das Auto verlor sofort an Geschwindigkeit, weil die Straße so steil war. Dann drehte sie sich im Sitz um und schaute mich an.

»Clara-Maus. So was darfst du nicht denken!«, sagte sie. »Bald sind wir bei Tante Isa, und dann hilft sie uns. Alles wird gut. Okay, Schatz?«

»Ja«, murmelte ich. »Okay.«

Aber das sagte ich vor allem ihr zuliebe. Denn während sie wieder Gas gab und den Wagen weiter durch Regen und Dunkelheit lenkte, konnte ich nicht aufhören an eine Sache zu denken:

Sie hatte nicht Nein gesagt.

Das Auto holperte und schaukelte über einen Weg, der so uneben war, dass der Kia nur im Schnecken-tempo vorwärtsschleichen konnte. Ich setzte mich auf. Es war ganz einfach zu ungemütlich, wenn man im Liegen so durchgeschüttelt wurde. Ich starrte zwischen den Vordersitzen hindurch und versuchte herauszufinden, wo wir waren. Das Licht der Scheinwerfer hüpfte über Schotterböschungen, Pfützen und hohes, nasses Gras. Der Weg führte mehr oder weniger durch einen tiefen, breiten Graben. Rechts und links davon ging es einen oder zwei Meter steil nach oben, und obwohl es inzwischen aufgehört hatte zu regnen, waren nur wenige Sterne zu sehen, denn wir fuhren durch einen hohen kohlschwarzen Fichtenwald.

»Sind wir bald da?«, fragte ich.

»In neun Minuten«, sagte Mama. »Das behauptet zumindest das Navi. Ich kann mir allerdings nicht vorstellen, dass es berücksichtigt hat, was das hier für